

Kurt Drawert

## New York against the world

Das erste, das man zu hören bekommt, wenn man mit einem Amerikaner über New York spricht, heißt: „New York ist nicht Amerika“. Aber was, bitte, ist New York dann? – New York *ist* New York, und, wie es auf einem Graffiti am Washington Square zu lesen war: *New York against the world*. Nun, *gegen* die Welt ist sicher nicht das richtige Wort, eher müßte es mit und in der Welt heißen, und das in einer alle Kulturen zusammenbringenden Art und Weise, wie sie in dieser Dimension einmalig ist. Aber jenes *against* lässt sich auch im Sinne eines Experimentes verstehen, einer Herausforderung an alle, in einer Toleranz miteinander zu leben, die zu einem elementaren Grundgefühl wird und sich in der Statue of Liberty verkörpert. Monumente stoßen uns ab, wenn sie eine Andacht erzwingen, die wir mit keinem Gefühl und keiner Erfahrung bestätigen können. Und gewiss hat dieses symbolisch alles überschattende Wahrzeichen auch etwas von diesem Charakter der kalten, akklamatorischen Ergebnisheit. Aber nach ein paar Wochen in dieser Stadt, großzügig untergebracht in einem der Silver Towers in Greenwich Village/Manhattan, allabendlich durch die Straßen vagabundierend, so als liefe man geradewegs durch einen Film, in dem jeder eine Hauptrolle spielt, inspiriert und erregt von der Gleichzeitigkeit des Verschiedenen, von Bildern, Menschen und Szenen, die sich bis zur Paradoxie überlagern und dennoch ertragen, fühlt man tatsächlich etwas von dem, das die Amerikaner *ihre Freiheit* nennen (und versteht einmal weniger, weshalb ausgerechnet Frau Merkel in Deutschland von „Multikulti ist gescheitert“ redet, obwohl „Multikulti“ noch gar nicht richtig begonnen hat). Nein, das ist beileibe nicht kitschig oder im Rausch eines Pathos gesprochen, der nicht gerechtfertigt ist. Vielmehr scheint es so zu sein, dass der überaus tolerante Umgang mit- und untereinander körperlich wird insofern, als sich Rituale verändern und soziale Zwangshandlungen verlieren – und dass sich neue dafür bilden, lassen wir jetzt der schönen Geschichte zuliebe einmal beiseite. Jedenfalls bin ich überzeugt davon, dass sich die gesellschaftlichen Kommunikationsströme im wesentlichen jenseits der Sprache bewegen, an ihr vorbei oder über sie hinweg, und dass unser sprachliches Regelwerk nur Optionen vertritt, die unbewusst schon getroffen worden sind und auch unbewusst bleiben. Diese Codes des Alltäglichen, – oder, mit einem Wort Roland Barthes: „Die Mythen des Alltags“ – sind es, mit denen wir an eine Gemeinschaft gebunden bleiben, gleichviel, ob wir sie nun mögen oder nicht. Wir machen es einfach, wie es die anderen machen, und denken kaum darüber nach. Beispiele: sich gleich einmal nicht mehr rasieren. Grüne Shorts zu einem schwarzen Leinenjackett und zerschlissene Turnschuhe tragen. In einem Restaurant die Stühle so verrücken, dass man die beste Sitzposition hat. Das alles spielt sich jetzt aber nicht im Sommerurlaub auf Sardinien ab, sondern in

New York, wo die Dinge für die Menschen geschaffen sind und nicht die Menschen für die Dinge. Und dass das auch anders sein kann, weiß jeder, der andere kulturelle Prägungen hat. – Überhaupt: der Osten. Irgendwie hatte ich oft das Gefühl, von der Vergangenheit heimgesucht zu werden, in dieser merkwürdigen Melange aus Amerika und Russland, High-Tech-Moderne und Verfall, Freiheit und Freiheit zum Tode.

New York, diese erste Stadt der Moderne, ist heute ein alter Boxer im Ring. Bei einem Poesiefestival in Hong Kong lernte ich den in New York lebenden Dichter Eliot Weinberger kennen und sagte zu ihm, dass ich mir N.Y. wie eine dieser monströsen asiatischen Städte vorstelle. Sein Blick wurde dunkel, und er bemerkte kurz und ein wenig gekränkt: *New York is absolutely different*. Natürlich, vollkommen anders: rostig, schmutzig, kaputt – und schön in seinen schon historisch gewordenen architektonischen Details, zu denen die Feuerleitern an den backsteinroten Fassaden der Häuser ebenso gehören wie die Wasserbehälter auf den Dächern und die Stahlbaukonstruktionen, wie sie Gustave Eiffel in Frankreich erfand und die hier für den Hochhausbau nutzbar gemacht wurden. Allen voran das Flatiron Building, 1902 erbaut und mit seinen zwanzig Stockwerken für drei Jahrzehnte das höchste – und für mich auch das schönste – Haus in New York. Die Methode, nach der das Flatiron errichtet wurde, gleicht dem Einkleiden einer Schneiderpuppe, nur dass der Korpus ein Eisengerüst und der Stoff aus Beton ist. Diese bautechnische Idee war die Geburt der Maßlosigkeit in der Architektur. Denn „höher, schneller, weiter“ sind Attribute, die wie nichts sonst zu New York gehören, oder richtiger: zu einem Turbokapitalismus, wie er sich in keiner anderen Stadt des beginnenden 20. Jahrhunderts so ungebremst herausgebildet hat. Und jenes *anything goes* des amerikanischen *lifestyle* – den wir jetzt bitte nicht mit jener Toleranz verwechseln, die mir so sehr gefiel – sind zu einer Verschwendungssucht degeneriert, nach der die natürlichen Ressourcen unerschöpflich und die Ansprüche auf Monumentalität schier grenzenlos sind; übertroffen vielleicht nur noch von den Scheichs der Vereinigten Arabischen Emirate, die sich mit dem Burj Chalifa das derzeit höchste Gebäude der Welt geleistet haben. Mit „Fortschritt“ oder sublimierter Kulturleistung hat das allerdings herzlich wenig zu tun; eher mit Überkompensation einer kollektiv empfundenen Nichtigkeit, die sich in ihr Gegenteil flüchtet. Und schon, so als hätten wir soeben das Schattenreich des Größenwahns betreten, sind wir in den Bezirken der Armen, der Bettler, der Obdachlosen unterwegs, jener zahllosen, namenlosen Menschen aus aller Herren Länder, deren aufs effektivste ausgebeutete Arbeitskraft den Generator aller Reichtümer bildet und die durch das (kaum wirklich vorhandene) soziale Netz buchstäblich auf die Straße gefallen sind – Marx lässt grüßen.

Dennoch, bei aller politischen und sozialen Widersprüchlichkeit, die hier so offen zutage tritt wie nirgends und alles gleichsam auch mit seinem Gegenteil durchzieht, herrscht unter den an den Rand der Gesellschaft Gedrängten eine Versöhnlichkeit den Dingen und Verhältnissen gegenüber, die schon etwas Stoisches

hat und ganz gewiss nicht von jener Kraft der Empörung getragen ist, mit der Revolten entstehen – von Revolutionen einmal ganz zu schweigen. Sagen wir es so: der sozialdarwinistische Mythos vom *Tellerwäscher zum Millionär* – der gar kein Mythos ist, weil er Realität werden kann –, produziert immer auch einen erheblichen Anteil an Individualschuld mit und verschleiert so die barbarische Logik des Systems. „Pech gehabt“ wird dann zu einem Synonym für Chancenlosigkeit. Und tatsächlich, wenn ich abends noch unterwegs gewesen bin, immer mit einem aufgefüllten Kleingeldbeutel für „meine“ Bettler in „meiner“ Straße, war etwas von dieser geradezu unendlichen Versöhnlichkeit mit der Welt, wie sie ist – aber bei Gott nicht bleiben kann –, in den Blicken und Gesten der Armen, die hauptsächlich Schwarze sind.

Die Stadt organisiert und reorganisiert sich nach den Strömen des Kapitals. In der Wall Street, einer erstaunlich ruhigen, geradezu langweiligen Straße, kann man es regelrecht hören: das Geld, wie es arbeitet und arbeitet und arbeitet, ohne je eine Pause zu haben. Ein feines, recht vornehmes Rauschen, wie im Innenraum einer Muschel, so kam es mir vor. Vom reichen Uptown zum „ärmeren“ Lower Manhattan fließt das Geld wie ein unsichtbarer Fluss und lässt seine soziokulturellen Signaturen zurück. West Village, einst das Viertel der Künstler vor allem der 1950er Jahre, mit Jazzclubs wie dem legendären Blue Note, dem Groove oder dem Café Wha, in dem Musiker wie Bob Dylan, Jimi Hendrix oder Janis Joplin großgeworden sind, ist heute eher kommerzieller Touristenchic. Der kulturellen Urbanisierung folgt das Geschäft, dann gehen die Preise in die Höhe, und schon kann keiner mehr die Mieten bezahlen, und die „Szene“ zieht weiter. Nach Chelsea, SoHo oder neuerdings nach Williamsburg/Brooklyn. Ein solches Soziotop der Fremdbesetzung ist auch der Meatpacking District am Hudson River; eine stillgelegte Fleischfabrik, in deren Lagerhallen jetzt Galerien residieren, noble Restaurants und Luxusboutiquen von John Galliano bis Helmut Lang, frei nach dem Motto: Armut ist sexy, solange man Geld hat.

Dann und endgültig im Osten angekommen ist man, wenn man mit der Subway bis zur Südspitze Brooklyns nach Brighton Beach fährt. Hierher hat es die russischen Emigranten verschlagen, hier ist alles russisch, spricht russisch und sieht russisch aus. Es gibt russische Discounter mit russischer Ware, russisches Essen, und Russisch-Roulette gibt es wahrscheinlich auch. Und für den ersten Moment in dieser Gegend weiß ich wirklich nicht, ob ich noch in New York bin oder alles nur träume. Ein paar Zeilen fallen mir ein, ein Gedicht, das beginnt: „Immerhin verstehe ich/ ein wenig vom russischen Wesen,/ und auch kyrillische Schrift/ kann ich lesen. // Aber was ich nicht verstehe,/ warum ich die Vergangenheit/ in der Gegenwart/ als Zukunft sehe.“ Ich schreibe es, während ich eine Straße überquere, schnell auf, ehe sich die Sprache wieder verschließt und von anderen Reizen verdrängt wird. Dabei übersehe ich ein Fahrzeug, das meinetwegen ausweichen muss, ins Schlingern gerät und eine Mauerwand touchiert. So also verändert sich die Welt durch Poesie, denke

ich und gehe weiter. Zeit ist eine Erfindung der Historiker, um Geschichte besser archivieren zu können, denn alles kommuniziert mit allem fortwährend, und auch die Toten sprechen weiter, wenngleich sie nicht mehr zu hören sind. Diese Gleichzeitigkeit, die nur räumlich zu fassen ist, verweigert sich jeder Chronologie und Semantik, und nur die Kunst vermag es, ihr zu entsprechen. Egal, welche Materialien dabei beansprucht werden, und egal, ob wir es in der Literatur finden, in der Musik oder Malerei: Kunst durchbricht die falsche Ordnung der Zeit und führt auch die einfachsten Dinge und Wesen in ihrer allumfassenden Zugehörigkeit einer Welt vor, die immer gleichzeitig ist, solange sie dauert.

Nirgends, nicht einmal in Rom hatte ich ein so tiefes Bewusstsein davon, mit der Kunst aller Epochen verbunden zu sein, wie in New York. Allein das Metropolitan Museum of Art ist eine gesonderte Reise wert, die man wochenlang ausdehnen kann, um dann noch immer das Gefühl zu haben, nicht alles zu kennen. Oder das Museum of Modern Art, das mir half, die neuere Moderne ab Roy Lichtenstein, Keith Haring oder Andy Warhol besser zu verstehen, ohne sie auch gleich schätzen zu müssen. Das Verständnis für eine Kunst, die aufgeschichtete Suppenbüchsen allein durch die Behauptung, sie seien Repräsentanten einer Substanz, berühmt macht, (so wie jeder Floh sagen kann, er sei ein Raubtier, nur weil er im Fell eines Löwen sitzt), kann sicher nur in dieser neurotisch zuckenden, wilden, bis in die Fingerspitzen der Freiheitsstatue hinein utilitaristischen Metropole aufgebracht werden. Warhols Programm, der fremdverwalteten (Rest-) Innerlichkeit dadurch zu entkommen, dass man sie nur noch in der Form ihrer Abschaffung zulässt, als reine Oberfläche sozusagen, nackt, kalt und geheimnislos, ist durchaus zu verstehen. Nur entgeht sie dadurch ihrer Dramatik noch nicht, sondern ist nur eine andere Variante des Spiels mit den leeren Signifikanten, wie sie die Gesetze des Kapitals produzieren. Am Ende sind dann Inhalt und Verpackung identisch, und der einzige noch verbliebene Sinn ist das Etikett. Gut oder nicht gut – Kunst ist daraus jedenfalls keine zu machen. (Oder eben man gibt den Kunstbegriff auf und handelt nur noch mit dessen Aktien.) Gewiss waren auch die Maler des Abstrakten Expressionismus, von Marc Rothko und seiner *Farbfeldmalerei* bis zu Jackson Pollocks oder Willem de Koonings *action painting* diesem System der unablässigen Entwertung ausgeliefert. Aber mir gefallen ihre Revolten des Körpers besser als diese Verwaltung von Leere, die zu Reproduktionen ohne Sinn und Widerstand führt, ihre exzessiven Subjektausbrüche besser als die Behauptung, ein Ding unter Dingen zu sein, die ja auch nicht viel mehr ist als eine Art von Dienstleistung im suizidalen Vollzug der Gesellschaft. Der Kampf der analogen gegen die digitale Welt – das Museum of Modern Art ist ein symbolischer Ort, ein Schlachtfeld dafür, auf dem sich der Frontverlauf fortwährend ändert.

Und dann eine Zugfahrt am Hudson River entlang nach Beacon, knapp hundert Kilometer nördlich von New York. Dort befinden sich die *Dia:Beacon Riggio Galleries* mit einem Bestand an Skulpturen von Joseph Beuys bis Gerhard Richter, von Walter

de Maria und Bruce Nauman bis Richard Serra und Sol LeWitt. Das Beeindruckendste aber waren für mich die negativen Skulpturen von Michael Heizer – zwei in den Boden eingelassene Stahlkuben, die sich stufenförmig verjüngen, sowie zwei Zylinder, deren Boden von der Blickposition des Betrachters her nicht einsehbar sind und die Vorstellung erzeugen, unendlich zu sein. Das ist sie, die große Entgegnung, die Antwort auf alle Anmaßungen dieser Welt. *Ground Zero* im Herzen New Yorks sieht sehr ähnlich aus. Aber es wird ja gebaut.

*New York, November 2010*